
I Tagungsbetrieb und Konferenzpläne

Holger Dainat

»[...] wozu gerade Deutschland und nicht zuletzt die Forscher dieser Versammlung den vordringlichsten Beitrag leisten müßten [...]«

Zur (Vor-)Geschichte des wissenschaftlichen Tagungsbetriebs

Für Rainer Kolk

Tagungen gehören zum wissenschaftlichen Alltagsgeschäft. Hier kommen Wissenschaftler, die in der Regel nicht an einem Ort ansässig sind, temporär zusammen, um Erkenntnisse zu einem bestimmten Thema oder einer Problemstellung auszutauschen und zu diskutieren. Das unterscheidet Tagungen von Akademiesitzungen, Gastvorträgen und Zusammenkünften lokaler Vereine. Gegenwärtig vergeht kaum eine Woche ohne etliche solcher Treffen. Sie füllen die Terminkalender, und gestandene Wissenschaftler*innen dürften im Laufe des Lebens an einer mindestens dreistelligen Zahl solcher Tagungen teilnehmen. Wer eine akademische Karriere anpeilt, sollte sich hier frühzeitig zeigen. Ein Großteil der Publikationen, Sammelände wie einzelne Aufsätze, resultiert aus solchen Workshops und Kongressen. An den Schriftenverzeichnissen ließe sich jedoch zeigen, dass dem nicht immer so war, dass es den uns geläufigen Tagungsbetrieb erst seit fünf bis sechs Jahrzehnten gibt und dass er sich als Pendant zur Projektforschung als Produkt der Wissenschaftssteuerung und Forschungspolitik etabliert hat. Über diese aktuelle Konstellation, der sich auch dieser Beitrag verdankt, werde ich nichts sagen. Mich interessiert die vorhergehende Phase, die im frühen 19. Jahrhundert einsetzt und die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts andauert, von der allenfalls die sedimentierten Reste älterer Zeitschichten in unserer Gegenwart noch präsent sind.

Sucht man nach Forschungsliteratur zu diesem Thema, so findet man nur wenig,¹ und das meiste ist eher randständig. Man darf dies durchaus als erstes

¹ Eckhardt Fuchs: »The Politics of the Republic of Learning. International Scientific Congresses in Europe, the Pacific Rim, and Latin America«, in: *Across Cultural Borders. Historiography in Global Perspective*, hg. v. Eckhardt Fuchs und Benedikt Stuchtey. Lanham 2002, S. 205–244; *La fabrique internationale de la science. Les congrès internationaux des 1865 à 1945*, hg. v. Wolf Feuerhahn und Pascale Rabault-Feuerhahn. Paris 2010 (= Themenheft der *Revue germanique*

Indiz für die geringe Bedeutung werten, die dem Tagungswesen für die Wissenschaftsentwicklung lange Zeit beigemessen wurde. Wichtige Informationen für seine Etablierung liefern die Geschichten wissenschaftlicher Vereinigungen und Fachverbände, in deren Rahmen stets auch Tagungen verhandelt werden, zu meist aber nur aus fachgeschichtlicher Perspektive. Es fehlt an einer grundlegenden historisch-systematischen Darstellung des modernen Tagungsbetriebs, und meine Ausführungen können diese Lücke nicht schließen. Denn mehr als eine Skizze ist in diesem Zusammenhang nicht zu erwarten. Was ich jedoch versuchen möchte, ist, ausgehend vom historischen Material, einige grundlegende Strukturmerkmale und Entwicklungen herauszuarbeiten. Dabei konzentriere ich mich auf den deutschsprachigen Raum.

1

Wo die Forschungsliteratur schweigt, haben die Quellen das Wort. Da ich mich nicht in den Archiven oder Bibliotheken bei meiner Suche verlieren möchte, wähle ich als Ausgangspunkt einen aktuellen historischen Roman, der von einer wissenschaftlichen Tagung handelt. In Daniel Kehlmanns *Die Vermessung der Welt* dient ein Wissenschaftskongress dazu, die Handlungsstränge um die beiden Protagonisten, Carl Friedrich Gauß und Alexander von Humboldt, miteinander zu verknoten. Die fiktive Verdichtung des Geschehens erleichtert es, auf ein paar wichtige Aspekte aufmerksam zu machen.

Es beginnt *erstens* mit einer großen Unlust, die Carl Friedrich Gauß als einen der renommiertesten Wissenschaftler seiner Zeit befällt, als er an einem bedeutenden Kongress teilnehmen soll:

Selbstverständlich wollte er nicht dorthin. Monatelang hatte er sich geweigert, aber Alexander von Humboldt war hartnäckig geblieben, bis er in einem schwachen Moment und in der Hoffnung, der Tag käme nie, zugesagt hatte.²

Als es dann so weit ist, hilft es Gauß nicht einmal, sich im Bett zu verstecken. Die Handlung des Romans muss in Gang kommen, d. h. der Mathematiker sich

¹ internationale 12 [2010]); Pascale Rabault-Feuerhahn: »Orientalistenkongresse. Mündliche Formen philologischer Zusammenarbeit – Funktionen, Probleme und historische Entwicklung«, in: *Sympilologie. Formen der Kooperation in den Geisteswissenschaften*, hg. v. Stefanie Stockhorst, Marcel Lepper und Vincenz Hoppe. Göttingen 2016, S. 101–121.

² Daniel Kehlmann: *Die Vermessung der Welt*. Roman. Reimbek 2005, S. 7.

vom Ruhelager erheben. Die kleine Anekdote verdeutlicht, dass man die Motivation, an Tagungen teilzunehmen, keineswegs als selbstverständlich voraussetzen darf. Wer hier mit Karrierekalkülen argumentiert, macht es sich zu einfach, und das nicht nur, weil eine derartige Annahme bereits Strukturen voraussetzt, die im frühen 19. Jahrhundert so noch gar nicht existierten. Die Motivation muss eine Schwelle überwinden, um Personen zu versammeln, die als ihren genuinen Ort die Einsamkeit und Freiheit der Bibliothek, des Archivs oder Labors ansehen und die vor allem über das Distanzmedium der Publikationen miteinander kommunizieren. Auf die Frage, was Wissenschaft sei, antwortet unser Romanheld nämlich: »Ein Mann allein am Schreibtisch. Ein Blatt Papier vor sich, allenfalls noch ein Fernrohr, vor dem Fenster der klare Himmel. Wenn dieser Mann nicht aufgebe, bevor er verstehe. Das sei vielleicht Wissenschaft.«³ Daraufhin erwidert der Antagonist unseres Romanhelden:

Dieser Mann am Schreibtisch [...] brauche natürlich eine fürsorgliche Frau, die ihm die Füße wärme und Essen kocese, sowie folgsame Kinder, die seine Instrumente putzten, und Eltern, die ihn wie ein Kind versorgten. Und ein sicheres Haus mit gutem Dach gegen den Regen. Und eine Mütze, damit ihm nie die Ohren schmerzten.⁴

Humboldt weist Gauß nachdrücklich auf die nichtwissenschaftlichen Voraussetzungen wissenschaftlicher Arbeit hin. Von diesen Rahmenbedingungen des Forschens abstrahiert gewöhnlich eine an der Erkenntnisproduktion interessierte Wissenschaftsgeschichte. Doch genau dieser Kontext wird uns hier besonders beschäftigen.

Zu diesen Rahmenbedingungen zählt im Fall der Tagungen neben der Motivation für eine Teilnahme *zweitens* die Reise zum Ort des Geschehens. Unser Romanheld muss dafür noch die Postkutsche besteigen. Eisenbahnen, Dampfschiffe, Automobile und Flugzeuge werden die Fortbewegung dann erheblich erleichtern und beschleunigen. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kann man jene Verkehrsinfrastruktur in Europa voraussetzen, die den modernen internationalen Kongressbetrieb überhaupt erst ermöglicht. Damit verkürzen sich nicht nur die Entfernung, sondern auch die Zeiträume, und die Zahl der Tagungen nimmt zu.

Bei seiner Reise stößt unser Romanheld *drittens* auf eine Grenze, die er als Wissenschaftler deshalb für nicht relevant hält, weil es sich um keine Grenze der Erkenntnis handelt. Entsprechendverständnislos reagiert er auf die Frage des Grenzpolizisten nach Ausweispapieren. Durch einen glücklichen Zufall

³ Kehlmann: *Vermessung der Welt*, S. 247.

⁴ Kehlmann: *Vermessung der Welt*, S. 247f.

kann die Grenze gleichwohl überschritten werden. Damit verändert sich der Status unseres Helden: Er wird zu einem Ausländer – unter dieser Rubrik erfasst ihn dann die Teilnehmerstatistik seiner Tagung. Mit dieser Identitätszuschreibung avanciert er in der neuen Umgebung zu einem Vertreter, vielleicht sogar zu einem Repräsentanten seiner Heimat. Mit der Überschreitung der territorialen Grenze erhält sein Aufenthalt zudem eine potentiell politische Bedeutung, die man akzentuieren, aber nicht völlig ignorieren kann.

Mit der Politik wird unser Held *viertens* erneut in Gestalt eines Polizisten konfrontiert, als er am Reiseziel zusammen mit seinem Sohn vom Gastgeber begrüßt wird. Die Begegnung der drei Männer deutet der Gendarm als »eine Zusammenrottung«, die gegen das »Versammlungsverbot« verstößt: »Entweder man gehe sofort auseinander, oder er werde amtshandeln.⁵ Dass diese Drohung ernst zu nehmen ist, zeigt sich im Roman, als der Sohn des Mathematikers wenig später wegen seiner Teilnahme an einer nicht genehmigten Versammlung im Gefängnis landet. Auch Tagungen finden nicht in einem rechtsfreien Raum statt. Sie sind von bestimmten juristischen und politischen Bedingungen abhängig und mussten im 19. Jahrhundert angemeldet und genehmigt werden.

Von den Vorträgen der Tagung erfährt der Romanleser *fünftens* nur das einleitende, ebenso langatmige wie weitausgreifende Referat des Gastgebers, das – für den Leser – von spöttischen Kommentaren eines anderen prominenten Tagungsteilnehmers begleitet wird. Mit solchen subversiven Einlagen ist stets zu rechnen, dokumentiert werden sie eher selten. Von den Ausführungen des Redners zitieren wir hier nur die für uns wichtige Formulierung, dass für die wissenschaftliche Erschließung des ganzen Kosmos »gerade Deutschland und nicht zuletzt die Forscher dieser Versammlung den vordringlichsten Beitrag leisten müßten.⁶ Die Relevanz dieser Aussage muss nicht betont werden, sie spricht für sich und lädt zur Wiederverwendung ein.

Auf den Vortrag folgt *sechstens* der gesellige Teil des Kongresses. Die Fülle der Begegnungen bezeugt die Verdichtung der Kommunikation. Unser Romanheld erlebt es so:

Über dreihundert Menschen hatten auf ihn gewartet. Die nächste halbe Stunde war eine Qual. Ein Kopf nach dem anderen schob sich vor ihn hin, eine Hand nach der anderen faßte nach der seinen und gab sie an die nächste weiter, während Humboldt ihm mit Flüsterstimme eine sinnlose Reihe von Namen ins Ohr sagte. Gauß überschlug, daß er daheim ziemlich genau ein Jahr und sieben Monate brauchte, um so vielen Leuten zu begegnen. Er wollte nach Hause. Die Hälfte der Männer trug Uniform, ein Drittel hatte Schnurrbärte.

⁵ Kehlmann: *Vermessung der Welt*, S. 16.

⁶ Kehlmann: *Vermessung der Welt*, S. 238.

Nur ein Siebentel der Anwesenden waren Frauen, nur ein Viertel davon unter dreißig, nur zwei nicht häßlich, und nur eine hätte er gern berührt, aber Sekunden, nachdem sie vor ihm geknickst hatte, war sie schon wieder weg. Ein Mann mit zweunddreißig Ordensspangen hielt Gauß' Hand nachlässig zwischen drei Fingern, mechanisch machte Gauß eine Verbeugung, der Kronprinz nickte und ging weiter.⁷

Der Wissenschaftler erfährt in dieser Gesellschaft höchste Anerkennung. Während jedoch der Kronprinz dem Mathematiker Gauß die Reverenz erweist, wird dessen Sohn zur gleichen Zeit auf einer anderen Versammlung von der preußischen Polizei verhaftet.

2

So weit der Roman. Seine Fokussierung auf wenige Figuren⁸ führt zu einer personalisierten Sicht, die für die strukturellen Voraussetzungen des Kongresses wenig Interesse zeigt. Dabei besitzt gerade die Versammlung der Naturforscher in Berlin für die Geschichte des Tagungswesens in Deutschland eine geradezu paradigmatische Funktion. Das betrifft besonders die organisatorischen Bedingungen; darüber schweigt der Roman. Historische Quellen und die Forschungsliteratur sind auskunftsreicher. Als Veranstalter der Berliner Tagung trat die *Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte* auf. Alexander von Humboldt agierte hier als ihr erster Geschäftsführer. Diese Vereinigung und die von ihr seit 1822 regelmäßig veranstalteten Versammlungen entwickelten ein Modell, das von vielen anderen Vereinigungen kopiert und variiert wurde: 1837 wurde der *Verein deutscher Philologen und Schulmänner*⁹ gegründet, der seit 1838 regelmäßig Versammlungen veranstaltete. »Der erste Gedanke zur Gründung einer solchen Vereinigung ist von Rost auf der Naturforscherversammlung in Jena 1836

⁷ Kehlmann: *Vermessung der Welt*, S. 240f.

⁸ Vgl. dazu Daniel Kehlmann: »Wo ist Carlos Montúfar?«, in: ders.: *Wo ist Carlos Montúfar? Über Bücher*. Reinbek 2005, S. 9–27. – Hier erläutert Kehlmann, wie er im Interesse seiner Erzählung das historische Geschehen auf wenige Akteure konzentriert, um über »Verknappung« und »Zuspitzung« die Protagonisten zu profilieren: »In Wirklichkeit war Humboldt meist inmitten einer sich ständig verändernden Gruppe gereist [...]. Mein Humboldt aber und mein Bonpland [...] würden sehr viel Zeit zu zweit verbringen. Mein Bonpland würde lernen, was es hieß, sich in Gesellschaft eines uniformierten, unverwüstlichen, ständig begeisterten und an jeder Kopflaus, jedem Stein und jedem Erdloch interessierten Preußen durch den Dschungel zu kämpfen. Also mußte ich auf Carlos Montúfar verzichten« (ebd., S. 15).

⁹ Mit Schulmännern wird hier die quantitativ eher kleine Gruppe der akademisch gebildeten (Gymnasial-)Lehrer bezeichnet, die in hohem Maße wissenschaftsaffin waren.

gefasst worden«,¹⁰ heißt es: Die Idee wurde dann von Friedrich Thiersch (München), Karl Wilhelm Göttling (Jena) und Friedrich Ritschl (Bonn) aufgegriffen, was am 20. September 1837 in Göttingen zur Unterzeichnung der Statuten führte – »in Gegenwart des deutschen Aristoteles, Alex. von Humboldt«.¹¹ 1845 vereinigten sich die Orientalisten in der *Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*, nachdem sie sich im Jahr zuvor auf der Dresdner Philologenversammlung getroffen hatten.¹² 1846 tagten in Frankfurt am Main die Germanisten, d. h. die deutschen Juristen, Sprachforscher und Historiker.¹³ Seit 1860 trat der *Deutsche Juristentag* regelmäßig zusammen.¹⁴ Gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzte dann eine verstärkte Bildung von Fachverbänden ein, die jeweils eigene Fachtagungen veranstalteten: die Neuphilologen (1886), die Mathematiker (1890),¹⁵ die Historiker (1893),¹⁶ die Soziologen (1909),¹⁷ die Germanisten (1913)¹⁸ und viele andere mehr.

Bemerkenswert ist, dass hier die Naturwissenschaften eine Vorreiterrolle einnahmen, während sonst bei der Etablierung des modernen Wissenschaftssystems in Deutschland zumeist die philologisch-historischen Disziplinen eine Führungsfunktion innehatten. Es spricht m. E. sogar einiges dafür, dass sich im Bereich der Tagungsorganisation zum ersten Mal dauerhaft eine Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften durchsetzt, Jahrzehnte, bevor sich die Gegenüberstellung der beiden Wissenschaftsklassen terminologisch und danach auch theoretisch etablierte. Die signifikant frühere Entstehung eines insti-

10 Alois von Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Eine Übersicht*. Wien 1893, S. 1.

11 Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner*, S. 2.

12 Holger Preissler: »Die Anfänge der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 145 (1995), S. 241–327.

13 Jörg Jochen Müller: »Die ersten Germanistentage«, in: *Germanistik und deutsche Nation 1896–1848. Zur Konstitution bürgerlichen Bewußtseins*, hg. v. Jörg Jochen Müller. Stuttgart 1974, S. 297–318; Klaus Röther: *Die Germanistenverbände und ihre Tagungen. Ein Beitrag zur germanistischen Organisations- und Wissenschaftsgeschichte*. Köln 1980.

14 Hermann Conrad, Gerhard Dilcher und Hans-Joachim Kurland: *Der Deutsche Juristentag. 1860–1994*. München 1997.

15 Vgl. Renate Tobies und Klaus Volkert: *Mathematik auf den Versammlungen der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, 1843–1890*. Stuttgart 1998.

16 Vgl. Matthias Berg u. a.: *Die versammelte Zunft. Historikerverband und Historikertage in Deutschland 1893–2000*. 2 Bände. Göttingen 2018.

17 Vgl. Uwe Dörk: »Die frühe Deutsche Gesellschaft für Soziologie. Zum organisatorischen, epistemischen und sozialen Profil einer Fachgesellschaft«, in: *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*, hg. v. Stephan Moebius und Andrea Ploder. Wiesbaden 2018, Bd. 1, S. 809–828.

18 Vgl. Röther: *Die Germanistenverbände und ihre Tagungen*.

tutionalisierten Tagungsbetriebs in den Naturwissenschaften bestätigt vielleicht auch nur eine Beobachtung von Eckhardt Fuchs. Bei der Untersuchung des internationalen Kongresswesens um 1900 stellte er fest, dass die dominanten Strukturen auf dem wissenschaftlichen Feld (Fächer, Orte, Nationen) zunächst weniger geneigt sind, sich an Versammlungen und Vereinigungen zu beteiligen.¹⁹ Anders gesagt: Die Etablierten sind weniger innovations- und kooperationsfreudig.

Die Entstehung eines wissenschaftlichen Tagungsbetriebs erfolgte über die Bildung von Assoziationen, die sich alle an einem mehr oder minder gleichen Bauplan orientierten: Es wurde ein Verein gegründet, der die vorrangige Aufgabe hat, die jeweils nächste Tagung an einem anderen Ort zu organisieren; bei der Durchführung wurde er von lokalen Vereinigungen unterstützt. Mit den Versammlungsorten wechselten die Verantwortlichen, an der Spitze zumeist Professoren der nächstgelegenen Universität. Soziologisch gesehen, haben wir es mit Organisationen zu tun,²⁰ auch wenn deren Strukturen nicht zuletzt durch die Rotation schwach ausgeprägt sind. Alle Merkmale sind vorhanden: Sie haben einen Zweck, beruhen auf freiwilliger Mitgliedschaft und verfügen über eine Satzung, eine Ämterhierarchie (Vorstand) und Finanzautonomie.

»Der Hauptzweck der Gesellschaft«, die auf Initiative von Lorenz Oken im September 1822 in Leipzig gegründet wurde,²¹ »ist, den Naturforschern und Ärzten Deutschlands die Gelegenheit zu verschaffen, sich persönlich kennen zu lernen«, so § 2 der Satzung.²² Um dies zu ermöglichen, finden regelmäßige Versammlungen statt; sie zu organisieren, ist die Hauptaufgabe des Vereins. Aus diesem Grund haben sich die Wissenschaftler und ihnen nahestehende, akademisch qualifizierte Professionen zusammengeschlossen. Die Form der Organisa-

¹⁹ Eckhardt Fuchs: »Wissenschaft, Kongreßbewegung und Weltausstellungen: Zu den Anfängen der Wissenschaftsinternationale vor dem Ersten Weltkrieg«, in: *Comparativ* (1996), S. 156–177, hier S. 161f.

²⁰ Vgl. Niklas Luhmann: »Interaktion, Organisation, Gesellschaft«, in: Niklas Luhmann: *Soziologische Aufklärung 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen 1982, S. 9–20; Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1990, S. 672–680.

²¹ Seinen ersten Aufruf veröffentlichte Lorenz Oken bereits 1821 in seiner Zeitschrift *Isis*. – Vgl. zum Folgenden Tilman Matthias Schröder: *Naturwissenschaften und Protestantismus im Deutschen Kaiserreich. Die Versammlungen der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte und ihre Bedeutung für die evangelische Theologie*. Stuttgart 2008, S. 45–49.

²² »Statuten der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte [vom 10. Oktober 1822]«, in: Max Pfaffenstiel: *Geschichte der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte. Gedächtnisschrift für die hundertste Tagung der Gesellschaft*. Berlin u. a. 1958, S. 39f.

tion macht sie handlungs- und geschäftsfähig; ihre Schwäche sichert die Freiheit der Wissenschaft.

Als rede- und stimmberechtigtes Mitglied galt, so der § 3 der Satzung der *Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte*, »jeder Schriftsteller im naturwissenschaftlichen und ärztlichen Fache«. Allerdings genügte es nach § 4 nicht, »nur eine Inaugural-Dissertation verfasst« zu haben;²³ hier hatte man offensichtlich noch das alteuropäische Verständnis der Dissertation im Blick, bei der es sich noch nicht um einen Forschungsbeitrag handeln musste, der auf Erkenntnisgewinn zielt. Wichtig war aber die Betonung der Publikation, weil sich damit ein Kommunikationssystem etablierte, das eine größere Offenheit für freie Teilhabe gewährleistete als die Institutionen und Organisationen mit ihren weit klareren Zugehörigkeitsregeln. Deshalb wurde auch die Bedeutung der Mitgliedschaft minimiert. »Eine besondere Ernennung zum Mitgliede findet nicht Statt«, legte § 5 der Satzung der Naturforscher fest. Zugleich musste man jedoch Professionalität bei der Rekrutierung von Mitgliedern sicherstellen.

Im § 4 des Statuts des *Vereines deutscher Philologen und Schulmänner* von 1837 heißt es wiederum: »Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nötige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.«²⁴ Als Äquivalent für die Publikation galt hier, anders als bei den Naturforschern, der erfolgreiche Abschluss einer akademischer Prüfung (»venia legendi«), die ein Studium voraussetzte. Aber auch hier waren die Verpflichtungen für die Mitgliedschaft möglichst geringgehalten, wie § 5 der Satzung von 1837 betont: »Kein dem Vereine Beigetreter ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.«²⁵ Selbst die Mitgliedsbeiträge fielen kaum ins Gewicht und konnten allenfalls die »Bureaukosten« decken; für die Finanzierung der Versammlungen reichten sie keineswegs aus. Die Reisekosten mussten privat getragen werden. Die Tagungen selber wollten den Eindruck einer geschlossenen Gesellschaft vermeiden. Bei den Naturforschern fanden sie »jährlich, und zwar

²³ »Statuten der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte [vom 10. Oktober 1822].«

²⁴ Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung*, S. 5. Die Berliner Statuten von 1850 (1868 und 1884 bestätigt) wandelten die Bedingung etwas ab: »Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen dem Vereine die nötige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt« (ebd., S. 7).

²⁵ Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung*, S. 5. – Diese Formulierung erscheint in späteren Satzungen so nicht mehr.

bei offenen Thüren Statt«.²⁶ Ob dieser Anspruch auf freien Zugang tatsächlich eingelöst wurde, wäre einmal zu überprüfen. Für Frauen jedenfalls galt er zunächst kaum in Deutschland, wie ein kundiger Beobachter 1882 im Vergleich mit den Verhältnissen in Großbritannien bemerkte: »Eine anziehende Eigentümlichkeit der britischen Naturforscherversammlungen ist die starke Beteiligung der Damen, welche nicht nur zu den allgemeinen und gemeinfasslichen Vorträgen, sondern auch zu den Sectionsverhandlungen sich zahlreich einfinden.«²⁷

Der Vorstand hatte die vorrangige Aufgabe, die jeweils nächste Versammlung zu organisieren. Das hieß damals auch, »für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll«,²⁸ also dem Versammlungsrecht Genüge zu tun, damit der Kongress nicht mit einer »Zusammenrottung« (s. o.) verwechselt werden konnte. Den nächsten Versammlungsort – der beständige Wechsel ist Programm – bestimmten die anwesenden Mitglieder auf ihrer Zusammenkunft. Dass »ein Geschäftsführer und ein Secretär [...] im Orte der Versammlung wohnhaft sein müssen«,²⁹ wie § 11 der Naturforscher-Satzung festlegt und wie es auch bei den Philologen üblich war, grenzte mit der Festlegung für den nächsten Tagungsort die Wahl des Vorstands erheblich ein. Als Vorsitzende fungierten zumeist Professoren der nächstgelegenen Universität. Die eine Entscheidung bedingte gewissermaßen die andere.

Die beständige Rotation schwächte die organisatorische Macht des Vorstands. Sie durfte dagegen eine Orientierung an der Zwecksetzung, Tagungen zu organisieren, verstärkt haben. Bis auf ein Archiv besaß die Naturforschergesellschaft auch kein Eigentum. Das unterschied sie von der nach ihrem Vorbild 1831 gegründeten *British Association for the Advancement of Science*: »Dort besteht ein beständiger Ausschuss in eigenen Geschäftsräumen (in London, nahe der *Royal Institution*) das ganze Jahr fort, der über ansehnliche, durch Beiträge der Mitglieder aufgebrachte Geldmittel verfügt, mit welchem er wissenschaftliche Zwecke fördert.«³⁰ Der Zentralismus in England und Frankreich, wo sich das wissenschaftliche Kongressgeschehen vorrangig auf die Hauptstädte London und Paris konzentrierte, unterschied sich von der föderalen Gesellschaftsstruktur.

²⁶ »Statuten der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte (1822)«, S. 40 (§ 9).

²⁷ Emil Du Bois-Reymond: »Die Britische Naturforscherversammlung zu Southampton im Jahre 1882«, in: ders.: *Reden. Zweite Folge: Biographie – Wissenschaft – Ansprachen*. Leipzig 1887. S. 465–495, hier S. 475.

²⁸ Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung*, S. 5 (Statuten 1837, § 6).

²⁹ »Statuten der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte (1822)«, S. 40 (§ 11).

³⁰ Du Bois-Reymond: »Die Britische Naturforscherversammlung«, S. 465f.

tur im deutschsprachigen Raum, wo die Veranstaltungsform der Wanderversammlungen vorherrschte. Als nach dem Ersten Weltkrieg der internationale Boykott der deutschen Wissenschaft endete, traten deren Vertreter vehement dafür ein, den Sitz internationaler Organisationen oder »zumindest den Versammlungsort regelmäßig zu wechseln, also nicht in Brüssel oder Paris zu lassen, weil sie die zentrale Position der französischen Sprache schwächen und zugleich dem Deutschen ein Einfallstor öffnen wollten«.³¹

Die Publikationsverpflichtung als Kriterium für die Mitgliedschaft implizierte eine Nationalisierung der wissenschaftlichen Kommunikation. Denn mit der Auflösung der übernationalen *res publica litteraria* wurde Latein als gelehrte Verkehrssprache durch die modernen Nationalsprachen ersetzt. Damit konstituierten sich neue Kommunikationsräume mit veränderten Ex- und Inklusionsbeziehungen. Ein Denken in nationalen Kategorien, eine nationale Mission wurde besonders den Geisteswissenschaften, den deutschen Philologen im 19. und frühen 20. Jahrhundert nachgesagt.³² Doch auch die Naturforscher beabsichtigten mit der Gründung ihrer Vereinigung und ihren Wanderversammlungen, »der politischen Einheit Deutschlands durch die Einheit der Wissenschaft vorzugreifen«.³³ Das war jedenfalls die erklärte Absicht von Lorenz Oken, die von den meisten Naturwissenschaftlern geteilt wurde. Ob auf diese Weise das Ziel erreicht wurde, ist weniger relevant, als dass der Tagungsbetrieb dazu beitrug, einen nationalen wissenschaftlichen Kommunikationsraum zu schaffen, der die Grenzen einzelner Staaten überschritt und seine Türen auch international öffnete. Über die 9. Versammlung der *Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte* 1830 in Hamburg heißt es:

Der Mitglieder waren 412, worunter 258 Ausländer, und 154 aus Hamburg. Unter jenen bemerkte man 2 aus Amerika, 67 aus Dänemark, 9 aus England, 2 aus Frankreich, 9 aus Österreich, 4 aus Pohlen, 58 aus Preussen, 9 aus Russland und 12 aus Schweden. Es wurde bemerkt, dass die Anzahl der Fremden noch viel grösser geworden wäre, wenn die um diese Zeit in Deutschland und den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen nicht so viele zu kommen verhindert hätten.³⁴

³¹ Roswitha Reinbothe: *Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und der Boykott nach dem Ersten Weltkrieg*. Frankfurt a. M. 2006, S. 431.

³² Vgl. Axel Horstmann: »Die Perspektive der Nation: Zum akademischen und politischen Selbstverständnis der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert«, in: *Das Europa der Akademien*, hg. v. Volker Sellin. Heidelberg 2010, S. 103–124.

³³ Schröder: *Naturwissenschaften und Protestantismus*, S. 47.

³⁴ Kurze Geschichte der ersten zehn Verhandlungen, zit. n. Pfannenstiel: *Geschichte der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte*, S. 56f.

Vor diesem Hintergrund ist Goethes in einem kleinen Aufsatz geäußerte Überlegung zu verstehen, die Berliner Zusammenkunft der Naturforscher 1828 in den Kontext einer sich bildenden Weltliteratur zu rücken. Dabei zielte er nicht auf die wechselseitige Kenntnisnahme der Publikationen: »Nein! Hier ist vielmehr davon die Rede, dass die lebendigen und strebenden Literatoren einander kennen lernen und durch Neigung und Gemeinsinn sich veranlasst finden, gesellschaftlich zu wirken.«³⁵

Die Schaffung eines nationalen (nicht unbedingt: nationalstaatlichen) Wissenschaftsraums geht dabei der Internationalisierung voraus, bei der es sich um eine Re-Internationalisierung³⁶ handelte. Diese setzte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein und war fast immer national (und nicht selten: nationalistisch) fundiert.³⁷ Auch wenn man sich »niemals *national exklusiv* [...] verhalten« habe, wenn etwa von Beginn an »Fach- und Berufsgenossen aller Nationen als willkommene Gäste begrüßt« wurden,³⁸ so blieb der Anteil von Teilnehmern aus dem nicht-deutschsprachigen Ausland insgesamt eher gering.³⁹ Das betraf schon die Kollegen aus Österreich-Ungarn.⁴⁰ Ein spezifisch deutsches Phänomen war das nicht. Von der Britischen Naturforscherversammlung 1882 weiß Emil Du Bois-Reymond zu berichten, dass »die Versammlung von Ausländern nicht zahlreich besucht« war, während die »englische Wissenschaft [...] glänzend vertreten« war.⁴¹

³⁵ »Goethes wichtigste Äusserungen über Weltliteratur«, in: *Goethes Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hg. v. Erich Trunz, 9., neubearb. Aufl. München 1981, Bd. 12, S. 361–364, hier S. 363. Vgl. dazu Rudolf Steiner: »Goethes Beziehungen zur Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin 1828. Nach einem Actenstück seines Archivs«, in: *Goethe-Jahrbuch* 16 (1895), S. 52–56.

³⁶ Rudolf Stichweh: *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland*. Frankfurt a. M. 1984, S. 91. – Vgl. Fuchs: »Wissenschaft, Kongreßbewegung«, S. 160.

³⁷ S. u. Anm. 74.

³⁸ Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung*, S. 12 [Hervorh. i O.].

³⁹ Auf den Philologen-Versammlungen gab es im Zeitraum von 1838 bis 1891 nur einen einzigen nicht-deutschsprachigen Plenarvortrag; in Bonn sprach 1841 Br. De Roisin: »Sur la coöperation active et efficace, que la philologie allemande accorde à la philologie française dans la restauration de littératures Provençales et Romanes« (Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung*, S. 19). Im gleichen Zeitraum sind nur noch Vorträge von Teilnehmern aus Budapest (1841) und Athen (1842) verzeichnet (ebd., S. 19f.); nur in diesen beiden Fällen werden Ortsangaben gemacht.

⁴⁰ Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung*, S. 32–34.

⁴¹ Du Bois-Reymond: »Die Britische Naturforscherversammlung«, S. 472.

Wenn Goethe im Kontext seines Weltliteraturkonzepts die Wichtigkeit der Interaktion von Literaten und Wissenschaftlern betonte, reagierte er auf die latente Diskrepanz zwischen den Erfordernissen von persönlicher Begegnung und Publikation. Kehlmann hat diese Problematik in seinem Roman aufgegriffen, indem er seinen fiktiven Gauß gemäß dem Stereotyp des weltfremden Stu-bengelehrten stilisierte. Diesem Typus wird traditionell ein Mangel an Interaktionskompetenz zugeschrieben, weil er eben nur wissenschaftlich denke und sich ebenso verhalte. Als Gegenmittel wurden die Vorzüge der Sozialität betont, »des unmittelbaren Verkehrs mit Fachgenossen, der vor Einseitigkeit bewahrt, Lücken im eigenen Wissen und Können ausfüllt, und stets neue, wohlthätige Anregungen gewährt«.⁴² Genau darauf spielte Goethe an, als er im Gespräch mit Eckermann die möglichen Effekte der Naturforscherversammlungen durchaus wohlwollend kommentierte:

Ich weiß recht gut, [...] daß bei diesen Versammlungen für die Wissenschaft nicht so viel herauskommt, als man sich denken mag; aber sie sind vortrefflich, daß man sich gegenseitig kennen und möglicherweise lieben lerne, woraus denn folgt, daß man irgendeine neue Lehre eines bedeutenden Menschen wird gelten lassen, und dieser wiederum geneigt sein wird, uns in unsern Richtungen eines andern Faches anzuerkennen und zu fördern. Auf jeden Fall sehen wir, daß etwas geschieht, und niemand kann wissen, was dabei herauskommt.⁴³

Es ging also einerseits um eine Zivilisierung jener Umgangsformen, die in den Publikationen durchaus verbreitet waren. Die heftige, häufig mit persönlichen Angriffen verbundene Polemik diente der Ausgrenzung von (vermeintlichen) Dilettanten und damit zur Integration der sich etablierenden disziplinären Gemeinschaften.⁴⁴ Vor diesem Hintergrund formulierte Lorenz Oken in seinem

⁴² Heinrich Leberecht Fleischer: *Verhandlungen der ersten Versammlungen deutscher und ausländischer Orientalisten in Dresden*. Leipzig 1845, S. 6, zit. n. Preissler: »Die Anfänge der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, S. 272.

⁴³ Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, hg. v. Regine Otto unter Mitarbeit von Peter Wersig. München 1984, S. 611 (27. Januar 1830). – Goethe rekurriert hier auf bewährte Interaktionsregeln der höfischen Gesellschaft.

⁴⁴ Vgl. Holger Dainat und Rainer Kolk: »Geselliges Arbeiten«. Bedingungen und Strukturen der Kommunikation in Anfängen der Deutschen Philologie, in: *Von der gelehrt zur disziplinären Gemeinschaft* (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Sonderheft), hg. v. Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp. Stuttgart 1987, S. 7*–41*; Rainer Kolk: *Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im »Nibelungenstreit«*. Tübingen 1990. – Diese heftigen Kontroversen und Ausgrenzungen begleiten als Kehrseite die kooperativen Arbeitsformen; vgl. *Sympilologie*.

ersten Aufruf zur Gründung der Naturforscherversammlung 1821 den ausdrücklichen Wunsch:

man möchte endlich durch die vielen persönlichen Bekanntschaften einen mildernden Ton in der Litteratur bewirken, indem Menschen, welche sich von Angesicht zu Angesicht gesehen und gesprochen haben, auch in der Entfernung, wenn eben nicht eine besondere Hochachtung, doch eine Art von Scheu behalten, welche sie hindert, litterarische Arbeiten mit Bitterkeit zu beurtheilen.⁴⁵

Es ging andererseits um die Schaffung eines Raumes für zufällige Begegnungen, die etwas Neues und damit Unberechenbares in Gang setzen. In Kehlmanns Roman trifft Gauß in Berlin den Experimentalphysiker Wilhelm Eduard Weber. Dabei fasziniert ihn besonders dessen schöne Gattin. Daraufhin schenkt er dem Ehemann seine Aufmerksamkeit, woraus sich eine enge, wissenschaftlich produktive Arbeitsbeziehung ergibt, die u. a. zur Konstruktion des ersten elektromagnetischen Telegraphen führen wird. Der vielfach zitierte Gründungsmythos des Historikertages weiß zu berichten, dass die entscheidende Anregung von einer Gruppe »im Herbste 1891 zufällig zusammengetroffener Freunde« ausging.⁴⁶ Solche Zufälle laden zur narrativen Gestaltung ein; statistisch erfassen lassen sie sich nicht. Sie durch eine Verdichtung der Kommunikation wahrscheinlicher zu machen, darauf zielte die Programmgestaltung der Tagungen.

Was aus heutiger Sicht als ›Beiwerk‹ erscheint, war im 19. und frühen 20. Jahrhunderts ein essentieller Bestandteil des Tagungsbetriebs. Die Kongresse des 19. Jahrhunderts generierten weniger Publikationen als vor allem Sozialität, indem sie die Wissenschaftler versammelten und so eine Gesellschaft konstituierten und reproduzierten. Ein Blick auf den Plan der 18. Philologen-Versammlung 1858 in Wien mag das verdeutlichen:⁴⁷

45 Lorenz Oken in seinem ersten Aufruf zur Gründung einer *Versammlung der deutschen Naturforscher* (1821), zit. n. Pfaffenstiel: *Geschichte der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte*, S. 25. – Vgl. Preissler: »Die Anfänge der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, S. 270f.

46 Matthias Berg: »Institutionalisierung als Pluralisierung«, in: *Die versammelte Zunft*, Bd. 1, S. 27–92, hier S. 29. – »Es war im September 1843, als ein glückliches Zusammentreffen von Zufall und Verabredung die Proff. [...]«, so beginnt die Gründungsgeschichte der *Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* laut den *Verhandlungen der ersten Versammlungen deutscher und ausländischer Orientalisten in Dresden*. Leipzig 1845, S. 1, zit. n. Preissler: »Die Anfänge der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, S. 245.

47 Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung*, S. 38.

1. Tag

- 10 Uhr: Eröffnungs-Sitzung
- 12 Uhr: Sektionssitzungen
- 16 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen
- 20 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung

2. Tag

- 08 Uhr: Exkursion (für Mitglieder frei)
- 20 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung

3. Tag

- 09 Uhr: Allgemeine Sitzung
- 12 Uhr: Sektionssitzungen
- 16 Uhr: Festmahl
- 19 Uhr: Festvorstellung im Theater

4. Tag

- 09 Uhr: Sektionssitzungen
- 12 Uhr: Allgemeine Sitzung
- 16 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen
- 20 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung

Auffallend ist die verhältnismäßig knapp bemessene Sitzungszeit: maximal 20 Stunden an vier Tagen; weit mehr Zeit wurde als Freizeit (»Kaffeepausen«) eingeplant.

Die Geselligkeit, die häufig den Charakter eines Festes annahm, dominierte ebenso die etwa einwöchigen Versammlungen der Naturforscher. Auch hier waren die Vorträge eingebettet in eine dichte Folge von »Tanzveranstaltungen, Exkursionen, Gala-Essen, Empfänge[n] der Stadtverwaltungen und allerlei andere[n] »Belustigungen««.⁴⁸ Obligatorisch waren vor allem gemeinsame Mittag- und Abendessen.⁴⁹ Ich zitiere aus einer Beschreibung der Berliner Versammlung von 1828:

Der gemeinschaftliche Speisesaal wurde in dem noch nicht ganz vollendeten grossen Gebäude auf dem Carlsplatz eingerichtet, das zum Exerciren der Truppen bestimmt ist. Es

⁴⁸ Schröder: *Naturwissenschaften und Protestantismus*, S. 47.

⁴⁹ Diese Praxis wird gegenwärtig noch in Institutes of Advanced Studies gepflegt. Die ersten Fellows am Berliner Wissenschaftskolleg begrüßte der Gründungsrektor Peter Wapnewski mit den Worten: »Sie haben keine Aufgabe, die Sie sich nicht selbst stellen, keine Verpflichtung zu einer bestimmten Leistung. Es gibt keine Evaluation. Wir erwarten die Selbstverpflichtung, am Mittagessen teilzunehmen« (zit. nach Markus Steinmayr: »Elfenbeintürme im Exzellenzbetrieb«, in: *faz-net*, aktualisiert am 07.05.2021).

enthieilt 20 Tische, jeden zu 24 Gedecken, also für 480 Gäste, weil täglich auch viele einheimische Personen zu Gaste kamen. In der Mitte dieser Tische wurden zwey Liedertafeln errichtet, deren Mitglieder, an der Zahl 72, aus den musicalischen Gesellschaften und den Theatern genommen wurden. Zur Bestreitung der Ausgaben wurde den Geschäftsführern von Sr. Majestät dem Könige eine bestimmte Summe angewiesen. Ausser den Frauen und Töchtern der auswärtigen Gelehrten erschienen keine Damen bei Tische. Die Toaste wurden nur von dem ersten Geschäftsführer [Alexander von Humboldt] ausgebracht. Die Anzahl der gegenwärtigen Mitglieder der Versammlung betrug 458, unter welchen 195 Berliner.⁵⁰

Dass der preußische König hier für die Bewirtung der Gäste aufkam, scheint keine Ausnahme gewesen zu sein. Die Mitgliedsbeiträge hätten dafür nicht ausgereicht; man war auf finanzielle Unterstützung angewiesen und erhielt sie. Für die Philologen-Versammlungen konstatiert Egger-Möllwald: »Vom Anbeginn aber haben Stadtvertretungen und Staatsregierungen dafür gesorgt, dass den Mitgliedern dieser Versammlungen auch *gesellige Veranstaltungen* anderer Art geboten wurden, Erholungen von geistiger Arbeit, Vergnügungen mancherlei Art zu weiterer Förderung der Geselligkeit.«⁵¹ Später bewilligten diverse Ministerien nicht unerhebliche Zuschüsse.⁵²

Durch die zahlreichen Empfänge und Festlichkeiten erfuhren die Wissenschaftler eine konkrete gesellschaftliche Anerkennung durch Regierende und staatliche Stellen, während die Tagungsorte und ihre Repräsentanten sich im Glanz einer neuen Leistungselite mit zunehmend internationaler Ausstrahlung sonnten. Die Kongresse waren nicht nur Teil einer räsonierenden, sondern ebenso einer repräsentativen Öffentlichkeit. Dass die Wissenschaftler damit zu Objekten politischer Öffentlichkeitsarbeit wurden, registrierten die wenigsten. Unser Roman weiß es besser.

Wenn die *scientific community* irgendwo Gestalt annahm, wenn man dieser ›imagined community‹ tatsächlich einmal begegnen wollte, dann ermöglichten es diese Tagungen. Dass dabei vorzüglich spezifisch männliche Geselligkeits-

50 Kurze Geschichte der ersten zehn Versammlungen, zit. n. Pfaffenstiel: *Geschichte der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte*, S. 50/52. – Vgl. Rabault-Feuerhahn: »Orientalistenkongresse«, S. 109f.

51 Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung*, S. 11f.

52 Vgl. z. B. *Verhandlungen der 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Erlangen vom 29. September bis 2. Oktober 1925*, im Auftrage der Versammlungsleitung hg. v. Ernst Mehl. Leipzig, Berlin 1926, S. 6: Hier beteiligten sich an den Kosten das »Reichsministerium des Inneren, das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus, das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, de[r] Universitätsbund Erlangen«; ein Fehlbetrag wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Erlangen erstattet.

formen gepflegt wurden, verbunden mit nicht unerheblichem Alkoholkonsum (»Bierabende«) und nicht selten mit gemeinsamem Gesang,⁵³ sei wenigstens angemerkt. Die Geselligkeit festigte bzw. intensivierte die Kommunikation und trug zu jenen engen Sozialbeziehungen bei, die es erlauben, überhaupt von wissenschaftlichen oder disziplinären Gemeinschaften zu sprechen. »Für die Historikertage blieb« der Anreiz, »liebe alte Bekannte einmal wieder zu sehen«, »wie kaum ein anderer durch alle Erfolge und Krisen präsent«.⁵⁴

Das Interesse an den Versammlungen war unter den Wissenschaftlern groß. Dafür sprechen schon allein die steigenden Teilnehmerzahlen etwa bei den Naturforschern:

Waren beim ersten Treffen 1822 erst 60 Teilnehmer dabei, so waren es bei der 4. Versammlung 1825 in Frankfurt a. M. bereits 100. Bei der 32. Versammlung 1856 in Wien konnten 1683 Teilnehmer begrüßt werden. Zu riesigen Großveranstaltungen wurden schließlich die 59. Versammlung in Berlin 1886 mit 4155 Teilnehmern und die letzte Versammlung vor Kriegsausbruch 1913 in Wien mit 2692 Besuchern.⁵⁵

»Die Philologenversammlungen begannen 1838 mit 81 Mitgliedern [...] und erreichten 1891 eine Zahl von 584 Mitgliedern.«⁵⁶ 1923 beteiligten sich in Münster 1.254 Teilnehmer, 1925 zählte man in Erlangen 1.029 Gäste, und 1927 kamen 1.409 Personen in Göttingen zusammen.⁵⁷

3

Im Größenwachstum der Naturforscherversammlungen drückte sich einerseits der Erfolg dieser Tagungen aus, andererseits bereitete die steigende Zahl der Teilnehmer jedoch erhebliche Probleme. In einem privaten Brief charakterisierte Adelbert von Chamisso die Berliner Naturforscherversammlung von 1828 als »um vieles ermüdender als erquickend«:

⁵³ Das konnte auch als peinlich empfunden werden, wie z. B. 1928 bei der internationalen Tagung der Astronomischen Gesellschaft, als »die deutschen Gastgeber in Heidelberg den Begrüßungsabend mit einer ›Schloßbeleuchtung unter Absingen des Deutschlandliedes‹ beenden« zu müssen meinten (Reinbothe: *Deutsch als internationale Wissenschaftssprache*, S. 308).

⁵⁴ Berg: »Institutionalisierung als Pluralisierung«, S. 36.

⁵⁵ Schröder: *Naturwissenschaften und Protestantismus*, S. 48.

⁵⁶ Richard M. Meyer: *Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit*. Berlin 1898, S. 41f.

⁵⁷ Zahlen nach den offiziellen Berichten in den *Verhandlungen* der Philologenversammlungen.

400 Menschen hinter einanderherlaufend, und kaum im caramboliren die Hand sich drückend. – von 8 bis 10 in den Sectionen, wo Leidliches und Unleidliches noch mehr vorge tragen wurde. von 10 bis 2 in der öffentlichen Sitzung, wo bis auf wenige Ausnahmen, das Abgeschmackteste auf das langweiligste vorgetragen wurde, von 2 bis 6 öffentliche Tafel wo beim Erbrausen der Menge [...] nichts zu beginnen war, als eben auf einen Handdruck den Freund aufzusuchen, dem man schwerlich begegnete, weil man gleichzeitig von ihm aufgesucht ward, und von 6 bis spät in die Nacht, wieder andere Mittag= und Abend Mahlzeiten, und Thee und Gott weiß was – wir haben viel Wein getrunken, aber viel gescheites haben wir nicht besprochen und abgemacht: – Es war im Ganzen doch eine hübsche Versammlung – aber eine halbe Stunde in Ihrer Krankenstube brächte mir wenigstens mehr Gewinn als die ganze Maikäferiade. – Und kennen Sie nicht apriori den Schlag Menschen, der sich überall, lesend, redend, stauberregend, vordrängt?⁵⁸

Neben der Masse der Teilnehmer, die den Zweck wechselseitiger Begegnungen ins Gegenteil zu verkehren drohte, bemängelte Chamisso besonders die Qualität der Vorträge. Auf dieses Problem reagierten die Naturforscher auf ihren Versammlungen mit der Bildung von Sektionen und der Verwissenschaftlichung der Vorträge. Für beide Aspekte kann die Berliner Tagung von 1828 als Wendepunkt gelten.

Erstmals sah das Programm damals neben den Plenarsitzungen sieben Sektionen vor. Man trennte sich nach Sachgebieten, um im kleineren Rahmen parallel zu tagen. Das förderte eine Spezialisierung und verstärkte eine empirische Orientierung, die der Spekulation Grenzen setzen sollte. Man beachte Chamissos feine Unterscheidung: In den Sektionen wurde »Leidliches und Unleidliches noch mehr vorgetragen«, im Plenum aber »bis auf wenige Ausnahmen, das Abgeschmackteste auf das langweiligste«. Wissenschaftshistoriker registrieren seit der Berliner Versammlung eine »Verdrängung der spekulativen Naturphilosophie durch die exakten Naturwissenschaften«,⁵⁹ die in enger Verbindung mit der sich durchsetzenden disziplinären Gliederung des Wissenschaftssystems zu

58 Adelbert von Chamisso an Karl Bernhard von Trinius, 21.11.1828, online abrufbar unter URL https://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN770911684&PHYSID=PHYS_0001&DMDID=DMDLOG_0001 (09.02.2021). Für den Hinweis auf diesen Brief und die Transkription danke ich Monika Sroll. – Wie anstrengend und ermüdend speziell internationale Kongresse für die Teilnehmer waren, hat gegen Ende des 19. Jahrhunderts der italienische Physiologe Angelo Mosso mit dem von ihm entwickelten Ergographen exakt nachweisen können. Auf einem internationalen medizinischen Kongress stellte er fest, dass sein junger Kollege »am Ergographen auf einmal ›kaum die Hälfte der Arbeit leisten konnte, die er in Turin auszuführen pflegte‹« (Nina Verheyen: *Die Erfindung der Leistung*. München 2018, S. 137).

59 Schröder: *Naturwissenschaften und Protestantismus*, S. 49.

sehen ist. Den Höhepunkt erreichte dieser Differenzierungsprozess bei den Naturforschern 1894 mit insgesamt 41 Sektionen.⁶⁰

Ähnlich, wenngleich mit zeitlicher Verzögerung und weniger ausgeprägt, verlief die Entwicklung auf den Versammlungen der Philologen und Schulpädagogen. Hier bildeten sich 1844 zunächst zwei Sektionen; 1891 waren es bereits neun Abteilungen und 1927 insgesamt 20 Sektionen (einschließlich Unterabteilungen⁶¹). Aus solchen Sektionen gingen in vielen Fällen eigenständige Fachverbände hervor, die ihre Tagungen mit den Versammlungen der Philologen koordinierten.⁶² So fanden z. B. 1923 in Verbindung mit der bzw. im Anschluss an die 56. Philologen-Versammlung Tagungen der *Deutsch-Griechischen Gesellschaft*, des *Deutschen Gymnasialvereins*, des *Deutschen Altphilologenverbandes*, des *Deutschen Realschulmännervereins*, der *Johannes-Rehmke-Gesellschaft* (Vereinigung für grundwissenschaftliche Philosophie), der *Indogermanischen Gesellschaft*, der *Gesellschaft für deutsche Bildung* (Germanistenverband) und der Wörterbuchkonferenz statt.⁶³ Die großen Tagungen dienten sowohl der Differenzierung in spezielle Fachgebiete und Organisationen wie ihrer Integration in einen disziplinenübergreifenden Verbund. So war es auch durchaus üblich, über einzelne Vorträge verschiedenen Sektionen oder Disziplinen wenigstens punktuell zusammenzuführen.

Ein grundlegendes Problem aller Tagungen stellt die Auswahl und Qualität der Vorträge dar. Bereits auf der 6. Versammlung der Naturforscher 1827 wurde erörtert,

dass oft ganz ungehörige und noch öfter ganz unmässig weitläufige, auch wohl langweilige und leere Abhandlungen vorkämen, die noch überdies ohne Kraft und Geschmack vorgetragen würden. Oft müsse man Dinge hören und sich Methoden fügen, die höchstens

60 Schröder: *Naturwissenschaften und Protestantismus*, S. 48. – Vgl. Hermann Lampe: *Die Entwicklung und Differenzierung von Fachabteilungen auf den Versammlungen von 1828 bis 1913*. Hildesheim 1975.

61 Auf der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulpädagogen 1927 in Göttingen wurde die Abteilung für Altertumswissenschaft in Klassische Philologie, Alte Geschichte und Klassische Archäologie untergliedert und die Abteilung für Philosophie und Pädagogik in Propädeutik, Erziehungslehre, Kunstwissenschaft, Musikwissenschaft, Hygiene und Leibesübungen (Angaben nach: *Verhandlungen der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulpädagogen zu Göttingen vom 27. bis zum 30. September 1927*. Im Auftrag der Versammlung hg. v. Paul Ssymank. Leipzig, Berlin 1928).

62 International hatten die Weltausstellungen eine ähnliche Bedeutung für eine Konzentration wissenschaftlicher Tagungen, vgl. Fuchs: »Wissenschaft, Kongreßbewegung«.

63 Vgl. *Verhandlungen der 56. Versammlung*, S. 184.

für Schüler passen. Auch drängen sich Menschen zum Vortrage, denen es an allen Erfordernissen dazu fehle.⁶⁴

Eine Vorauswahl durch einen Ausschuss oder den Geschäftsführer vornehmen zu lassen, wäre, so ergab die damalige Diskussion, schädlich für die Gesellschaft, weil solche Entscheidungen Kränkungen erzeugen oder sogar Feindschaften erregen könnten, zumal keine allgemein verbindlichen formalen Regeln für einen solchen Ausschluss existierten und gerade die Offenheit der Diskussion unbedingt zu gewährleisten sei. 1827 einigte man sich darauf, es »dem guten Willen und der Einsicht des Geschäftsführers« zu überlassen, wie zu verfahren sei. Zudem besitze das Publikum selber Mittel, »dem Übel zu steuern«:

Hat die Versammlung Langeweile, so braucht man nur Unruhe zu bezeigen, aufzustehen, herumzugehen oder sich miteinander zu unterhalten. Wenn der Redner nicht taub ist, so wird er wohl von selbst bemerken, dass es Zeit sey, sein Bächlein zu sperren und dem Flusse seiner Rede ein Ende zu machen.⁶⁵

Man vertraute also der wissenschaftlichen Selbstregulation. Dazu zählte auch ein disziplinärer Differenzierungsprozess, der mit der Bildung von Sektionen und Fachverbänden die Experten stärkte.

So war die Unzufriedenheit mit der Qualität der Vorträge auf den Naturforscherversammlungen der Auslöser für die Gründung eines nationalen Mathematiker-Verbandes:

Das lange Zeit mehr zufällige Mitteilen mathematischer Forschungsergebnisse auf den Naturforscherversammlungen beruhte vornehmlich darauf, dass die Teilnahme *nicht* organisiert war. Es gab kein vorher abgestimmtes inhaltliches Programm. Wer das Bedürfnis hatte, seine Ergebnisse bekannt zu machen, reist zur Zusammenkunft.⁶⁶

Weil die Mathematiker in verschiedene, miteinander konkurrierende Arbeitsrichtungen zerstritten waren, wirkten die wechselnden Leitungen der Sektionen kontraproduktiv. Erste Versuche, die Fachkollegen in einem Verband zu verei-

64 Kurze Geschichte der ersten zehn Versammlungen, zit. n. Pfannenstiel: *Geschichte der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte*, S. 49.

65 Kurze Geschichte der ersten zehn Versammlungen. – Bei den Publikumsreaktionen gab es nationale Unterschiede: »Eine englische Zuhörerschaft verharrt übrigens nicht wie eine deutsche bei wissenschaftlichen Vorträgen in stummer Passivität, sondern giebt ihr beifälliges Verständnis unmittelbar durch Händeklatschen und Pochen kund«, so Du Bois-Reymond: »Die Britische Naturforscherversammlung«, S. 476.

66 Tobies und Volkert: *Mathematik auf den Versammlungen*, S. 125.

nigen, scheiterten 1873. Erst 1890 gelang die Gründung einer *Deutschen Mathematiker-Vereinigung* in enger Anbindung an die Naturforscherversammlung.⁶⁷

Die mit den Statuten verabschiedete wesentliche Aufgabe des Vorstandes [war], »die Jahresversammlung vorzubereiten durch Aufstellung eines ausführlichen Programms, in welchem womöglich Referate über die Entwicklung einzelner Gebiete der Wissenschaft aufzunehmen sind«. (Statuten 1891/92: 12)⁶⁸

Auf die Qualität der Vorträge dürfte sich zudem die Praxis ausgewirkt haben, dass die Tagungs- und Sektionsleitungen an Professoren vergeben wurden, deren Universität sich in der Nähe des jeweiligen Versammlungsortes befand. Damit war nicht nur eine Rückbindung an fachliche Autorität gewährleistet, Ablehnungen auszusprechen, sondern das dürfte auch dazu beigetragen haben, dass Professoren vor allem Professoren reden ließen – und dann allenfalls noch Privatdozenten.⁶⁹ Das kam einem Publikum durchaus entgegen, das die Koryphäen erleben wollte, eben die Helden des Wissenschaftsspiels. Für den Nachwuchs war es dann wichtig, sich auf diesem Schauplatz zu profilieren, da Berufungen bis weit ins 20. Jahrhunderts hinein nicht über Ausschreibungen und Bewerbungen erfolgten. Die Tagungen waren dann der Ort, an dem man sich ein Bild über den wissenschaftlichen Nachwuchs machen konnte – und dies nicht nur in fachlicher, sondern auch in ›menschlicher‹ Hinsicht.

4

Der wissenschaftliche Tagungsbetrieb im deutschsprachigen Raum war bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts über die Sektionen und Fachverbände weitgehend disziplinär organisiert. Die heute üblichen themen- oder problembezogenen Veranstaltungen spielten, soweit ich sehe, zumindest in den Geisteswissenschaften kaum eine Rolle. Zu den wenigen Ausnahmen gehörte die 1930 in Naumburg veranstaltete Tagung der Altphilologen über *Das Problem des Klassischen und die Antike*.⁷⁰ Ein Kongresswesen, das vorrangig auf Erkenntnisgewinn

67 »Die Jahresversammlungen der Deutschen Mathematiker-Vereinigung blieben bis zum Jahre 1913 mit den Sitzungen der mathematischen Sektion der Naturforscherversammlungen identisch« (ebd., S. 157).

68 Tobies und Volkert: *Mathematik auf den Versammlungen*, S. 155.

69 Auf dieses Phänomen weist z. B. Röther: *Die Germanistenverbände und ihre Tagungen* hin.

70 Vgl. Manfred Landfester: »Die Naumburger Tagung *Das Problem des Klassischen und die Antike* (1930). Der Klassik-Begriff Werner Jaegers: seine Voraussetzungen und seine Wirkung«,

zielt, bedarf einer anderen organisatorischen Infrastruktur (z. B. Forschungsförderung). Die von den Fachverbänden veranstalteten Tagungen hatten eine primär sozialintegrative Funktion. Sie waren um die Bildung und den Zusammenhalt der *scientific communities* besorgt. An prominenter Stelle, in § 1 ihrer Statuten, formulierten die Philologen und Schulmänner als Zweck ihrer Gesellschaft, »die Wissenschaft dem Streite der Schulen zu entziehen und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im wesentlichen Übereinstimmung, so die gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren«.⁷¹ Diese Vorgabe setzte wissenschaftlichen Auseinandersetzungen enge Grenzen. Für die Klärung divergierender Forschungspositionen waren diese Tagungen kein geeignetes Forum.

Der institutionelle Rahmen einer Versammlung deutscher Historiker [...] war für die Kontroverse nicht geeignet, die versammelte Disziplin strebte nach selbstvergewissernder Einigkeit, nicht nach Streit, die Sorge vor ‚Zersplitterung‘ unterstützte einen Comment, der die Auseinandersetzung von Gesicht zu Gesicht nicht goutierte, während der publizistische Streit nicht ausufernd und ätzend genug formuliert sein konnte.⁷²

Schon bei der Programmplanung bemühte man sich um Ausgleich, um nicht den Verdacht der Einseitigkeit und Parteilichkeit aufkommen zu lassen. Man wollte keine heftigen Auseinandersetzungen, vor allem keine Spaltung riskieren. Denn die Stärke der Organisation beruhte auf ihrer Geschlossenheit und auf ihrer Konkurrenzlosigkeit in ihrem Wissenschaftssegment. Fachverbände sind in dieser Hinsicht Monopolisten.

Die Auswahl der Vorträge mussten Qualitätsanforderungen mit einem gewissen Proporzdenken verbinden, das die Mehrheitsverhältnisse unter den Fachkollegen berücksichtigte. Das betraf die verschiedenen Forschungsrichtungen ebenso wie die Forschungsfelder und Teilstäbe. Infolge der disziplinären Binnendifferenzierung galt es z. B. in der Germanistik, immer die Mediävistik, die neuere Literaturwissenschaft sowie die Linguistik zu bedenken, dann aber auch die Volkskunde und andere Subdisziplinen. Eine Integration in kognitiv überzeugender Hinsicht war unter diesen Bedingungen sehr unwahrscheinlich; sie wurde gar nicht erst angestrebt. Vielmehr erweckten die Ta-

in: *Altertumswissenschaft in den 20er Jahren. Neue Fragen und Impulse*, hg. v. Hellmuth Flashar. Stuttgart 1995, S. 11–40.

⁷¹ Egger-Möllwald: *Die Wander-Versammlung*, S. 4 [Hervorh. i. O.]. Dieser Passus übersteht unverändert die folgenden Satzungsrevisionen.

⁷² Matthias Berg: »Politisierung und Marginalisierung (1930–1936)«, in: Matthias Berg u. a.: *Die versammelte Zunft*, Bd. 1, S. 200–271, hier S. 205.

gungsprogramme den Eindruck eines weitgehend beziehungslosen Nebeneinanders von Detailstudien. Sofern eine Publikation der Beiträge erfolgte, geschah dies zumeist separat in den verschiedenen Fachzeitschriften. Der offizielle Tagungsbericht enthielt dagegen eher summierende Referate von Vorträgen und Diskussionen.

Wenn ein fachspezifischer Tagungsbetrieb und die Existenz eines Fachverbandes als Indikatoren für eine erfolgreiche Disziplinenbildung gelten konnten, dann lag es nahe, eine Gesellschaft zu gründen, die Tagungen veranstaltete, um den Anspruch auf eine wissenschaftliche Anerkennung zu forcieren, und dies am besten gleich auf internationaler Ebene. Man wollte so gewissermaßen die Phase der Disziplinenbildung abkürzen. Dass eine solche organisatorische Kompensation eines noch nicht abgeschlossenen Prozesses zu erheblichen Problemen führen kann, lässt sich am Beispiel der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* zeigen, die zunächst fast voraussehbar daran scheiterte. Hier führte nämlich der Versuch, mit dem Gebot der Werturteilsfreiheit einen Code zu finden, »mit dem sich ihre Gegenstände von den dringlichen sozialen Fragen und gesellschaftlichen Interessen lösen und als Objekte einer distanzierten wissenschaftlichen Reflexion reformulieren«⁷³ ließen, zu einem Eklat gleich auf dem ersten Soziologentag 1909. Was zur »Vermeidung von Auseinandersetzungen, die sich nicht auf sachlich-logischer Ebene klären lassen, weil sie weltanschaulicher Natur sind«,⁷⁴ gedacht war, verschärfte den Konflikt. Die Forderung nach Werturteilsfreiheit mit den Mitteln der Organisation durchzusetzen, führte konsequent zum Ausschluss unbotmäßiger Mitglieder und damit zu einer Beschädigung der wissenschaftlichen Vereinigung.

Wurden zunächst Vereine gegründet, um die Versammlungen zu organisieren, so waren es bald die Versammlungen, die ihre Organisationen legitimierten. Hier kam die Wissenschaft zusammen. Hier konnte man beobachten, wer dazu gehört und wer nicht, welche Stimmen Gewicht hatten, welche Positionen konsensfähig waren und welchen die Zukunft gehörte. Hier wählte man die Vorstände, die das Fach nach innen und außen repräsentierten. Über die Form der Organisation wurden die Wissenschaften handlungsfähig. An einer solchen Identifizierbarkeit und Adressierbarkeit als Akteure waren die politischen Institutionen, insbesondere die Ministerien interessiert, so dass sie die Tagungen mit finanziellen Zuschüssen ermöglichten. Waren es früher die Akademien, die für

⁷³ Uwe Dörk und Henning Borggräfe: »Wissen und Organisation: Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie und der Historikerverband«, in: *Comparativ* 25 (2015), S. 19–35, hier S. 24.

⁷⁴ Dörk: »Die frühe Deutsche Gesellschaft für Soziologie«, S. 817.

die Wissenschaft sprachen, so nahmen die Fachverbände mehr und mehr diese Position ein.

Die Gründung nationaler Fachverbände ging der Internationalisierung voraus. Das lässt sich am Beispiel der Orientalisten⁷⁵ oder der Mathematiker⁷⁶ belegen. Durch die Etablierung internationaler Organisationen erhielten die nationalen neuen Aufgaben, etwa die Verantwortung für die Auswahl der nationalen Vertreter für internationale Kongresse. So lag etwa bei den Historikern die Zuständigkeit für die Zusammenstellung der Delegationen gemäß der Satzung des *Comité International des Sciences Historiques* von 1926 jeweils beim nationalen Fachverband oder einer anderen repräsentativen Institution (wie z. B. einer Akademie): »les corps savants et les institutions qui consacrent aux sciences historiques.«⁷⁷ Der Internationale Historikertag in Oslo 1928 markierte eine weitere Zäsur: »Zu den Vorkriegskongressen seien ›durchaus die einzelnen Gelehrten, heute aber die Nationen‹ zusammengekommen«, so die Feststellung des deutschen Verbandsvorsitzenden Hermann Reincke-Bloch.⁷⁸ Damit ging eine Politisierung im Sinne nationaler Interessen gerade auf internationaler Ebene einher. Der Nationalstaat galt als Normalfall, doch eine solche Einheit von Staat und Nation war keineswegs die Regel. Für die deutschsprachigen Historiker ergab sich daraus, dass sie im internationalen Verband einerseits als nationale Einheit auftreten konnten und andererseits nach dem Länderprinzip drei stimmberechtigte Delegationen stellten (Deutsches Reich, Österreich und Freie Stadt Danzig) und zudem mit der Unterstützung von deutschsprachigen Kollegen aus der Schweiz und der Tschechoslowakei rechnen durften.⁷⁹

Den kognitiven Ertrag internationaler Tagungen mag man bezweifeln, ihre politische Instrumentalisierung durch Fachverbände und Regierungen hatte Tradition.⁸⁰ In einer *Denkschrift über den Besuch des VII. Internationalen Histori-*

⁷⁵ Rabault-Feuerhahn: »Orientalistenkongresse«, S. 103.

⁷⁶ Tobies und Volkert: *Mathematik auf den Versammlungen*, S. 127.

⁷⁷ »Statut des Comité International des Sciences Historiques vom 14.05.1926«, abgedruckt in: Karl Dietrich Erdmann: *Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques*. Göttingen 1987, S. 474 (§ 3); vgl. dazu auch die Teilnehmerliste der konstituierenden Sitzung in Genf 1926 mit Angaben zu den Institutionen der Länderdelegierten (ebd., S. 143). – »Die Errichtung eines internationalen Historikerkomitees war nicht denkbar ohne finanzielle Starthilfe aus Amerika« durch die Rockefeller-Stiftung (ebd., S. 142).

⁷⁸ Berg: »Vom Deutschen Kaiserreich«, S. 199. – Das Zitat im Zitat: Hermann Reincke-Bloch: »Der sechste Internationale Historikerkongress zu Oslo«, in: *Historische Zeitschrift* 139 (1929), S. 313–322, hier S. 319f.

⁷⁹ Vgl. Berg: »Vom Deutschen Kaiserreich«, S. 193f.

⁸⁰ Reinbothe: *Deutsch als internationale Wissenschaftssprache*, S. 445f.

ker-Kongresses in Warschau [1933] schrieb der Historiker und spätere Leiter der deutschen Delegation Karl Brandi:

Dass die internationale Arbeit an sich eine verhältnismässig geringe wissenschaftliche Bedeutung hat, ist richtig. Sehr viel grösser ist ihre nationale Bedeutung. Sie liegt in erster Linie in der Geltendmachung der starken Stellung, die die deutsche Wissenschaft im Ausland besitzt. Es handelt sich also um eine Art nationaler Repräsentation. Dem entspricht die führende Beteiligung der reichsdeutschen und österreichischen Wissenschaft an den einzelnen Unternehmungen der internationalen Organisation.⁸¹

Selbst wenn man in Rechnung stellt, dass Brandi seine *Denkschrift* an das Preußische Wissenschaftsministerium, das Auswärtige Amt und das Reichsinnenministerium adressierte, er also strategisch argumentierte, um die maßgeblichen politischen Instanzen zu beeinflussen, so wird man seinen Ausführungen kaum widersprechen können. Nicht nur den deutschen Wissenschaftlern dienten solche Tagungen eher der nationalen Selbstdarstellung, als der Diskussion wissenschaftlicher Problemstellungen. Deswegen plädierte (nicht nur) Brandi für eine »sehr sorgfältige Auswahl« der Kongressteilnehmer, die er mit einer »Truppe im Felde« verglich.⁸² In weniger militärischer Diktion könnte man auch von Nationalmannschaften sprechen, die sich in einem internationalen Wettkampf behaupten sollen.

Die nationalsozialistische Machtübernahme 1933 hatte für den nationalen Tagungsbetrieb gravierende Folgen, und das hing unmittelbar mit dessen Abhängigkeit von den Fachverbänden und wissenschaftlichen Gesellschaften ab. Denn die Organisationen waren das bevorzugte Ziel der Gleichschaltung. Dadurch wurde die demokratische Legitimation der Vereinigungen zerstört, die ja auf Freiwilligkeit und Selbstbestimmung basierte. Es setzte eine schnelle Verödung des wissenschaftlichen Tagungsbetriebs ein. Auf den Münchner Germanistentag von 1929 folgte die nächste Verbandstagung erst 1952 in Münster mit der Neugründung des *Deutschen Germanistenverbandes*. 1933 besorgte der Vorsitzende Friedrich Neumann, damals zugleich Rektor der Universität Göttingen, die reibungslose Eingliederung in den *Nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB)*. Auch der *Allgemeine Deutsche Neuphilologenverband* vollzog die Gleichschaltung auf seiner Berliner Tagung 1934, jedoch verweigerte der neue ›Führer‹ Kurt Schwedtke die Einverleibung in den *NSLB*, was zu seiner Absetzung führte.

⁸¹ Karl Brandi: »Denkschrift über den Besuch des VII. Internationalen Historiker-Kongresses in Warschau [1933] an das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung«, zit. n. Reinbothe: *Deutsch als internationale Wissenschaftssprache*, S. 433.

⁸² Brandi: »Denkschrift«, S. 434.

te.⁸³ Ein letzter Neuphilologentag fand vom 13.–16. Oktober 1935 in Dresden statt – fünfzig Jahre nach seiner Gründung.

Die letzte Tagung der *Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner* fand Ende Oktober 1934 in Trier statt. Ihr ging ein heftiger Streit über das Tagungsprogramm zwischen Erich Rothacker, der als Bonner Dekan die Leitung für sich beanspruchte, und Funktionären des NSLB voraus, die im Reichserziehungsministerium saßen, das der wichtigste Geldgeber der Veranstaltung war. Rothacker scheiterte mit seinem Versuch, die verschiedenen NS-Instanzen gegeneinander auszuspielen; er selber nahm an der Tagung nicht mehr teil.⁸⁴ An seinem Beispiel kann man studieren, wie selbst ein für den Nationalsozialismus engagierter Wissenschaftler neutralisiert wurde. Der Soziologenverband stellte alle Aktivitäten ein, um sich einer Auseinandersetzung mit extremeren nationalsozialistischen Kräften zu entziehen. Auch die Historikertage fanden bald keine Fortsetzung mehr. Damit brach eine lange Tradition (vorläufig) ab.

Als es im Rahmen nationalsozialistischer Gemeinschaftswerke zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wieder zu einer Intensivierung des Tagungsbetriebs kam, griffen die Verantwortlichen nicht auf die Fachverbände zurück, sondern beriefen ebenso regimetreue wie anerkannte Wissenschaftler zu Spartenleitern für die Disziplinen, in denen dann wiederum einzelne Arbeitsgruppen gebildet wurden. Wie Frank-Rutger Hausmann bemerkt, war das

»Gemeinschaftswerk« [...] pyramidal, d. h. nach dem Führerprinzip, hierarchisiert. Ritterbusch, »der geistige Vater«, hielt alle Fäden in der Hand; nur die Sprecher der einzelnen Fächer (»Spartenleiter«) kannten offenkundig das gesamte Projekt in seinen Umrissen, das zudem immer im Fluß war; die Leiter der in jedem Fach gebildeten Arbeitsgruppen (»Gruppenleiter«) erhielten lediglich Einblick in die im jeweiligen Fach zu erststellenden Arbeiten, und jeder verpflichtete Mitarbeiter konnte letztlich genauer nur seine eigene Sektion. Die einzelnen Tagungen fanden schon bald nicht-öffentliche statt und wurden wie militärische Geheimnisse behandelt.⁸⁵

Mit dieser neuen organisatorischen Struktur beabsichtigten die Nationalsozialisten, »das auf Repräsentation und Selbstdarstellung zielende frühere Kongreßwesen durch sachliche und effektive Arbeitstagungen«⁸⁶ zu ersetzen. An

⁸³ Frank-Rutger Hausmann: »Vom Strudel der Ereignisse verschlungen«. *Deutsche Romanistik im Dritten Reich*. Frankfurt a. M. 2000, S. 67.

⁸⁴ Ralph Stöwer: *Erich Rothacker. Sein Leben und seine Wissenschaft vom Menschen*. Göttingen 2012, S. 176–179.

⁸⁵ Frank-Rutger Hausmann: »Deutsche Geisteswissenschaft« im Zweiten Weltkrieg. Die »Aktion Ritterbusch« (1940–1945). 3., erw. Aufl. Heidelberg 2007, S. 64.

⁸⁶ Hausmann: »Deutsche Geisteswissenschaft« im Zweiten Weltkrieg, S. 88.

die Stelle der Individualforschung sollte eine themenzentrierte Gemeinschaftsarbeit von etlichen Disziplinen treten. Als Leistungsnachweis dienten die Publikationen, die nicht nur an eine fachwissenschaftliche Öffentlichkeit adressiert waren, sondern sich auch an ein breiteres Publikum richten sollten und von denen in kurzer Zeit eine beeindruckende Zahl erschien. Die übergeordnete thematische Orientierung, das spezifisch Deutsche in den Geisteswissenschaften zu erforschen, ließ in ihrer Vagheit den beteiligten Fächern genügend Freiraum für eigene Umsetzungen, die zumeist den jeweiligen Fachtraditionen folgten, wenig innovativ und keineswegs frei von NS-Ideologie waren.

Dass der Organisator des »Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften«, Paul Ritterbusch, »in starkem Einklang mit dem überkommenen Wissenschaftsbegriff⁸⁷ stand, kam seiner Aktion zugute. Viele der beteiligten Wissenschaftler dürften sich bei den Treffen an die abgebrochene Tradition der Fachverbundstagungen erinnert gefühlt haben. So teilte der Romanist Heinrich Kuen in einem Brief seinem Kollegen Hugo Friedrich mit:

Die Berliner Tagung war sehr nett. Man konnte eine Reihe von Kollegen wiedersehen, die man schon lange nicht mehr getroffen hatte und noch mehr kennen lernen, darunter viele, mit denen man schon lange korrespondiert hat. Sonst mußte man, wenn man mit deutschen Kollegen zusammentreffen wollte, auf einen ausländischen Kongreß gehen. Es war diesmal überhaupt das erste Mal in der Weltgeschichte, dass die deutschen Romanisten für sich beisammen waren. Wir wohnten in einem sehr guten Hotel, das Wetter war strahlend schön, am ›Bierabend‹ gab es Bowle und kalte Platte. Die Sitzungen und Vorträge waren nicht übermäßig lang und es herrschte eine verträgliche Stimmung. Der Kriegseinsatz der romanistischen Wissenschaft wird in Gestalt einer Schriftenreihe erfolgen, die nicht Propagandaliteratur sein soll, – um diese herzustellen, sind andere Stellen dar, sondern gute Popularisierung. Auch die Verteilung der Themen ging reibungslos vonstatten.⁸⁸

Die lange vermisste angenehme Atmosphäre im Kollegenkreis machte wieder einen Gemeinschaftsgeist erfahrbar,⁸⁹ der zu ›großen Taten‹ motivierte. Nur in Romanen wird während eines solchen ›Bierabends‹ in Berlin der Sohn des Gelehrten verhaftet, weil er bei einer anderen Versammlung angetroffen wird. Nur

⁸⁷ Hausmann: »Deutsche Geisteswissenschaft« im Zweiten Weltkrieg, S. 39.

⁸⁸ Heinrich Kuen an Hugo Friedrich, 01.06.1940, zit. nach Hausmann: »Vom Strudel der Ereignisse«, S. 69.

⁸⁹ »In jedem Fall legt die Berliner Tagung vom Korpsgeist der Romanisten Zeugnis ab, die sich einer gemeinsamen Sache verpflichtet fühlten und am NS-System keinen ersichtlichen Anstoß nahmen«, so Hausmann: »Vom Strudel der Ereignisse«, S. 69; man könne dieses Treffen »als Gründungsversammlung eines ›Deutschen Romanistenverbandes‹ ansehen, ›der offiziell erst 1955 von Hans Rheinfelder in München ins Leben gerufen werden sollte‹ (ebd.).

im Roman befreit der Geschäftsführer des Kongresses den jungen Mann aus dem Gefängnis. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wollten die einsatzbereiten deutschen Geisteswissenschaftler von Propaganda und politischer Instrumentalisierung nichts wissen; lieber genossen sie die öffentliche Anerkennung durch die Machthaber. Dazu gehörten die außerordentlich großzügige Finanzierung durch die *Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)*,⁹⁰ die hervorragende Ausstattung der Publikationen, ihre große Verbreitung in den Bibliotheken, diverse Presseberichte, Empfänge und Ausstellungen. Eine kritische Diskussion fand nicht statt, nicht einmal eine Fremdbegutachtung, wie sie die *DFG* sonst strikt forderte, und es gab auch weder innovative Methoden oder neue Forschungsergebnisse noch eine interdisziplinäre Kooperation.

Nach 1945 knüpfte der Tagungsbetrieb zunächst wieder an die frühere Fachverbandstradition an, bevor sich dann die Verhältnisse grundlegend veränderten. Seit den 1960er Jahren gerieten die wissenschaftlichen Kongresse immer stärker in den Aufgabenbereich einer Forschungsförderung, die auf Versachlichung und Effizienzsteigerung drängte.

90 Hausmann (»*Deutsche Geisteswissenschaft*«, S. 97) schätzt das Gesamtvolumen der Förderung durch die *DFG* auf etwa 500.000 bis 750.000 RM.

